

# Dorf ohne Wegzeiger

Erinnerungsblatt an die Gemeinde Gruorn im Kreis Münsingen

Ausgesiedelt 1938 mit der Vergrößerung des Truppenübungsplatzes

Von Angelika Bischoff-Luithlen

Wenn auf dem Münsinger Truppenübungsplatz die Schießübungen aussetzen, darf zur raschen Durchquerung gelegentlich die sogenannte Hardtstraße von Zivilpersonen benutzt werden. Links und rechts von ihr abzuweichen, ist verboten; nur Personen, die dienstlich auf dem Übungsgelände zu tun haben, dürfen es betreten, und große Tafeln an der Platzgrenze warnen vor Nichtbefolgung der Verbote; insbesondere darf nicht photographiert werden.

Es scheint aber ein stillschweigendes Einverständnis darüber zu herrschen, die wenigen Menschen, die einer Erinnerung zulieb oder vom Stachel des Heimwehs getrieben, gelegentlich in dem leeren Albdorf Gruorn einherstolpern, gewähren zu lassen. Wenigstens an jenem Sommersonntag schien es so. Niemand war, der uns störte; auch das Jeep nicht, dessen uniformierter Fahrer zwar ruckartig anhielt, als er uns sah, dann aber mit der lachenden Bemerkung: „nix gasthaus“ weiterfuhr – von unserer militärischen Harmlosigkeit offenbar überzeugt.

Es berührt schon seltsam, in den Platz überhaupt hineinzuwandern. Nach einer sorgfältig in „Eschen“ geordneten und sauber bebauten Dorfmarkung umfängt uns dort drin eine Urlandschaft, die an graue Vorzeiten gemahnt: Heide, Steppe, umgestürzte Bäume, wilder, löcheriger Wald und überwachsene Wege. Nur breite Panzerspuren gemahnen ans 20. Jahrhundert; denkt man sie weg, hat man das Gefühl, es könne plötzlich irgend ein Urtier oder ein sagenumsponnenes Einhorn aus den Büschen treten. Es ist eine hamsunische Landschaft; „Segen der Erde“ fällt uns ein – Isak, der „erste Mensch“, müßte nun hier roden und pflügen, nachdem die wilde Natur schon wieder so allmächtig geworden ist und alles einst von Menschenhand Getane dämonisch überrundet hat.

Das verlassene Gruorn zu finden, ist nicht ganz einfach, wenn man sich nicht auskennt. Denn es gibt keinen Wegzeiger dorthin, wenn man eine in einer Astgabel steckende und gespenstisch wegweisende Granate nicht dafür nehmen will. Man überlegt sich schließlich, daß eine von Obstbäumen dicht umrandete Straße doch wohl zu einer größeren Siedlung führen sollte; man überlegt hier überhaupt jene Dinge, die anderswo selbstverständlich sind. Und so behält man recht.

Wir stehen unvermittelt davor: eine breit am Berg hingelagerte aufgelockerte Siedlung mit großzügigen Straßen und geräumigen Höfen; die Häuser auf den ersten Blick gut erhalten, viel sichtbares Fachwerk, viel blühender Holunder dabei – auf den zweiten aber schon geisterhaft aus hohlen Fensterlöchern bleckend, schädelhaft beinern

die zerackten Giebel, aus denen schwarze Dachsparren in die Luft ragen. In der zwielichtigen Regensonnen, die jetzt scheint, ist das ein beklemmendes Bild. Eine ungute Stille liegt zwischen den Häusern; man schweigt unwillkürlich auch selbst, wenn man so von Haus zu Haus geht, über hohe Brennesseln und Disteln zu den Schwellen, zu den Haustüren, die stumm offenstehen, ohne daß jemand den Einlaß verwehrt oder nach Wunsch und Begehr fragt. Gras wächst auf Treppen und Gängen, an Stubendedden und bemosten Balken; das Zusammenhängende ist noch begehbar, wenn man mit der Fußspitze ein wenig sichert und morschen Stellen ausweicht. Manche Häuser freilich gleichen Trümmerhaufen; eines sehen wir mit abgebrokelter Frontwand; der Fußboden des ersten Geschosses hängt, sich nach vorn abbiegend, in der Luft. Vielleicht war das einmal deine Schlafkammer, blondes Gruorner Dorfmädchen – ich sehe das Loch im Kamin, wo winters dein kleines Öfchen brannte, sehe die Stelle, wo die Lampe hing, den Platz, wo das Bett stand, die Wand, nach der du im Traum tastetest – und daneben bröckelnder Stein, gähnende Tiefe, Feuchte und Unkrautwuchs. Einige Ställe sind von Schafen bewohnt, die tagsüber draußen irgendwo weiden; dankbar nimmt man den Geruch lebendiger Tiere in sich auf. Durch die Küchen geht es, vorbei an rostigen Herden und alten „Schanzen“, auf denen Häfen und Kacheln ihre runden Spuren hinterlassen haben. Mehrmals sind auch in den Oberstockwerken Balken ausgesägt, wohl von baulustigen Umwohnern des Übungsplatzes.

Als wir aus einer Ruine heraustreten, steht plötzlich ein Mensch mitten in der Straße! Wie das hier auffällt, ein Mensch, eine alte Frau, sie raucht sogar Zigaretten und kommt sofort auf uns zu, offenbar auch erleichtert, die Einöde mit Worten durchbrechen zu können: Hier sei nun das Rathaus, hier die Schule, das Pfarrhaus und die Kirche. Wir sollten nur alles ansehen. Ja, sie habe schon hier gewohnt, 1944 nach der Flucht aus Polen; damals seien viele Häuser noch gut gewesen und mancher Flüchtling habe Unterschlupf gefunden.

Wir stehen also am höchsten Punkt Gruorns. Da ist die Schule, im unverwüstlichen Stil der Jahrhundertwende und noch gut erhalten; gegenüber Pfarrhaus und Rathaus, mit der Kirchhofmauer, ein Geviert bildend und Friedhof mit Kirche in sich einschließend; ein Torbogen unter dem Rathaus scheint der einzige Zugang zur ehemaligen Wehrkirchenanlage zu sein, deren tröstlichen Mittelpunkt die Kirche bildet. Ja, tröstend doch noch immer, noch aufrecht mit dicken Mauern, dem Fachwerkthurm über dem Eingang und einem sicherlich später an-

gesetzten, hohen Chor; allerdings beim Eintreten fliegt kreischend ein Vogel auf, und die ersten Windstöße eines nahenden Gewitters fahren durch die zersprungenen Fenster, deren eines ein altes Wandbild durchschneidet, das mit der Jahrzahl 1382 datiert ist und offenbar ein Weltgericht Christi darstellt, wie es manche andre Albdorfkirche der Umgebung auch freigelegt hat. Wir betrachten die flächtigen, steifen und doch so eindrucksvollen Figuren: wie alt bist du, windumbraustes Weltgericht? Die Jahrhunderte sausen vorbei und die großen Taten, Entdeckung Amerikas, Reformation, dreißigjähriger Krieg, 1682, 1782, 1882–1982? Das ist wie ein Sprung in den Nebel. Diesen sechshundertsten Geburtstag wirst du nicht mehr erleben, du Christi Weltgericht in Gruorn.

Die Männerempore hat noch Bänke, noch Spuren von Händen und Füßen und vor jedem Platz den drehbaren Haken für den Sonntagshut. Auf der Leiste aber, wo das Gesangbuch lag und die Hand sich zum Gebet faltete, liegt dick und weiß der Kot der Vögel, die offenbar nachts hier in Reihen aufsitzen. Es muß viele Arten von Vögeln hier geben, es stört sie ja auch niemand, und so bevölkern sie auch die Orgelempore, die in den Chor hineingebaut ist und den Zug seines edlen Maßwerks wohl ein wenig stört. Er trägt die Jahreszahl 1552, ein Fräulein von Reichenau soll ihn gestiftet haben. Zum Turmwinden wir uns vorsichtig hinauf; schauerlicherweise sieht man durch seinen Fachwerkaufsatz durch, weit übers Land hinweg und in diese so unbirrbar blühenden Holunderbüsche hinein. Zwei kleinere Glocken hängen noch da; die eine davon gibt beim Anschlagen einen scheppernden Wehlaut von sich. Die Turmuhr steht auf halb drei.

Der Kirchhof ist ein wehender Wald von knietiefem Gras. Wenn man den Schierling wegbiegt und den Storchschnabel, dann lassen sich auf einfachen Schmiedeisenkreuzen mit den weißen Schildern die Namen lesen: Werner, Griesinger, Kuhn, Bleher. Ein einziges Doppelgrab ist gepflegt und das Gras ringsherum abgemäht; eine rotleuchtende Petuniensorte blüht darauf, von der Art, wie man sie an den Fenstern von Trailfingen, Rietheim und Seeburg findet, den Dörfern, wohin wohl die meisten Gruorner gezogen sind. Die Blumen weisen die Spur.

Ein schmaler Weg führt zwischen hohen Quecken zum Pfarrhaus, dort auf halber Treppe in einen Durchlaß mündend. Kräfte der Phantasie und der Versenkung in die überall gegenwärtige Vergangenheit werden rege: Wir sehen den Pfarrherrn geradezu leibhaftig, wie er da

im schwarzen Talar und mit der Bibel zu seinem Gotteshaus geht. Er mag es nicht leicht gehabt haben, der letzte Pfarrer, der hier predigte – die ihm anbefohlenen Seelen haben sich der Unbegreiflichkeit des Gehenmüssens kaum zu beugen vermocht. Wessen Bauern Herz ist nicht mit tausend handgewundenen Stricken in der Heimat verflochten?

Aber das Pfarrhaus mag eine gute Bleibe gewesen sein, eine Heimstatt für schwäbische Geister, für jene Art von kulturellem Nährboden, aus dem uns ein Mörike wuchs. Eine behagliche Zimmerflucht mit Parkett und dunklen Tapeten, gut erhalten, nur stellenweise ein wenig abgerissen. Auf der Makulatur steht eine Anzeige zu lesen, wonach ein Mann aus Reutlingen einen Apparat für Skatspieler empfiehlt, auf dem totsicher abzulesen sei, wer gegeben habe und was „Atout“ sei. Aus welch friedlichen Zeiten stammen diese Töne! Im Studierzimmer leuchtet das grüne Licht des Holunderbaums, es wird fast ein wenig dunkel darin, der Herr Pfarrer müßte die grüne Pracht beschneiden, wenn er hier noch studieren wollte. Am Küchenherd mag die Pfarrerin mit der Magd das Mittagessen besprochen haben, und oben in den Dachstuben saßen die Pfarrersbuben über dem Malkasten und verfertigten die Malereien, die dann übers Bett geklebt wurden und auch jetzt noch droben prangen. Im Untergeschoß ist noch ein Stall, wo des Pfarrers Kütschlein stand und vielleicht auch, in alter Zeit, seine Kühe; daneben der Keller, ein wormstichiges Fäßlein und das Hängebrett für die Brotlaibe sind noch da. Manch altes Weiblein mag da abends ins Pfarrhaus geschlüpft sein, sauber im dunklen Leible mit den weißen Zöpfchen darüber und dem blauen Ausgehshurz: „Do hane dr Frau Pfarr en Loib Brot – r' isch nui bacha“ – einfacher und schöner Dank für Zuspruch und geistliche Hilfe, und zugleich alles, was Heimat ist: Gruorner Korn, Gruorner Wasser, Gruorner Arbeitshand – mit Gruorner Holz im Gruorner „Bachhaus“ gebacken.

Im Torbogen, der uns zögernd wieder aufnimmt, haben sich an der geweißten Wand die heutigen Besucher Gruorns verewigt. Neben Namen aus Nachbarorten, Buchstaben, Unflätigkeiten und Herzen sind auch Billy aus Ohio und Pierre aus St. Denis vertreten. Sie wirken verloren und fremd in dieser grünen Stille; die Wartsaalfwand eines Großstadtbahnhofes böte ihnen das Heimatrecht selbstverständlicher. Dort ebnet sich etwas ein, das hier noch augenfällig ist: Die schicksalhafte, leidensstarke Verwurzelung des menschlichen Herzens in der Heimat.

### Die Stille wächst . . .

Die Stille wächst . . .  
Aus ewigweiten Fernen  
Taut still die Nacht,  
Getragen von den Sternen,  
Vom Silbermond bewacht.

Kaum daß ein Hauch  
Das dunkle Land bewegt;  
Die Bäume schlafen,  
Und leis hat angelegt  
Mein Schiff im Hafen.

Paul Häcker